Händler aus der Sapelonie, die hier eben, wo in dem grasreichen Ngamiland die Rinder billig waren, Vieh aufkauften, um es durch die Wüste nach Transvaal zu schaffen und dort mit gutem Gewinn wieder abzustoßen.

„Wie gefällt, Pieters", wandte sich der Aeltere an seinen Begleiter, „gehern morgen liefern die Matabaari die letzten 200 Pantoffelrinder ab. Wir haben jetzt 1000 Stück zusammen und können heute gegen Abend aufbrechen. Nur bleibt die Frage: Welchen Weg nehmen wir?"

„Ich weiß, Ihr geht lieber über Ofwa nach Sabatie", entgegnete Pieters, „aber ich möchte doch lieber direkt nach Palapye ziehen. Wir gewinnen vier volle Tage, und Ihr wißt, Bouman, Zeit ist Geld."

„Gewiß, wenn wir wirklich Wasser finden!"

„Der Buschmann gestern versicherte bestimmt, daß beide Wasserlöcher gefüllt sind, und dann ist doch keine Gefahr."

„Nein, dann nicht. Wenn der Schwarze sich nur nicht irrt! Aber Ihr mögt recht haben, vier Tage sind vier Tage. Ja, hin einverstanden, wir gehen nach Palapye", schloß Bouman. —

Kurz vor Sonnenuntergang brach man auf. Voran die beiden Buren, hinter ihnen, von einem Dutzend eingeborener Treiber bewacht, die 1000 Rinder. Man marschierte des Abends und des Nachts, tagsüber wurde wegen der unerträglichen Sonnenglut gerastet. Die ersten Tage ging alles nach Wunsch, dann, am fünften, kam die Enttäuschung: Die Wasserstelle Sehpuitlang, auf die man gerechnet hatte, war trocken; i. enthielt kaum etwas feuchten Schlamm. Der Buschmann hatte gelogen!

Was nun? Die Lage war ernst. Umkehr unmöglich. Es galt, in Eilmärschen die nächste, drei Tagereisen entfernte Wasserstelle zu erreichen. Also vorwärts durch den glühenden Sand! Schon zeigten einzelne Tiere Zeichen von Erschöpfung, aber Schonung gab es nicht. Durch hohe, dichte Staubwolken, die in Augen und Nüstern drangen, mußten sie vorwärts, dem rettenden Wasser entgegen. —

„Seht Ihr dort rechts die drei auffallend rot gefärbten Klippen?" fragte am Abend des achten Tages Bouman seinen Begleiter. „Wir sind jetzt nahe der Wasserstelle; es mögen noch etwa 20 Kilometer sein. Wir müssen uns jetzt trennen. Wenn die ganze Herde zugleich ankommt, können wir die Tiere nicht halten, sie würden sich in das flache Wasser stürzen, und nicht die Hälfte bekäme genug. Ich reite jetzt mit dem einen Teil voraus. Nach einer guten Stunde, wenn sie getrunken haben, kommt Ihr mit dem Rest nach. Ich lasse Euch vier Nigger hier. Das muß genügen."

„Schön, Bouman", entgegnete Pieters, „nur beeilt Euch, die Tiere sind schon halb verrückt vor Durst. Gut, daß der Wind auf das Wasser zu steht, sonst könnten wir etwas erleben." —

Bouman winkte acht Eingeborenen, viele sonderten die Hälfte der Herde ab, und der Trupp setzte sich in Bewegung. Nach wenigen Stunden war die „Pfanne" erreicht, eine flache Mulde in dem gelbbraunen Salzfeld. Welches Glück, sie war reichlich mit dem kostbaren Naß gefüllt! Gierig drängten die ausgedörrten Rinder nach vorn. Nur mit Mühe konnten die schwarzen Treiber sie mit Hilfe langer Stöcke so weit bändigen, daß nicht die ganze Herde in das Wasser trat und damit dieses für den folgenden Trupp ungenießbar machte.

In langen, durstigen Zügen tranken Mensch und Tier. Plötzlich erdröhnte die schrille Stimme eines Eingeborenen: „Achtung, Herr, die anderen Tiere kommen!" Bouman richtete sich auf. Pieters sollte doch eine Stunde Abstand halten, und jetzt waren kaum zehn Minuten vergangen. Verwundert blickte er nach Westen.

Dort erhob sich eine schnell heran kommende Staubwolke, dumpfes Gebrüll erfüllte aus ihr, und im nächsten Augenblick stürzte, wahnsinnig vor Durst, der Rest der Herde heran. Der Wind war umgesprungen, die Tiere hatten auf mehr als 20 Kilometer das Wasser gewittert und sich von den wenigen Treibern nicht halten lassen. Wie rot unterlaufenen Augen, alles vor sich nieder stampfend, rasten sie wie eine lebende Mauer auf die Wasserstelle zu, die friedlich trinkenden Gefährten mit sich fortreißend. Im nächsten Augenblick bot die Szene ein furchtbares Bild. Tausend Rinder wälzten sich in dem flachen Wasser, rücksichtslos mit den Hörnern gegen einander wütend. Rippen krachten, Knochen brachen. Die Langen, scharfen Hörner rissen den im Wege Stehenden Hals und Flanke auf. Das Blut spritzt hervor. Was fiel, wurde erbarmungslos zu Boden gestampft. In wenigen Minuten war das eben noch braune, aber doch einigermaßen reine Wasser ein mit blutigem Schlamm gefüllter Sumpf, in dem tote und sterbende Rinder zu Haufen lagen, aus dem das Wasser aber verschwunden war.

Die beiden Weißen mit ihrem Dutzend schwarzer Treiber waren machtlos. Kaum hundert Tiere konnten sie nach einiger Zeit zusammen treiben, mit denen man die Reise fortsetzte. Noch 40 davon gingen ein, bevor nach weiteren fünf Tagen durch die erbarmungslose Sonnenglut Palapye erreicht war. —

„Wir hätten doch lieber nach Sabatie gehen sollen", äußerte Bouman zu seinem Gefährten, als beide, selbst zu Tode erschöpft, mit ihren 60 ausgemergelten, sich mühsam vorwärts schleppenden Rindern, dem Rest der stolzen Herde, in die alte Negerhauptstadt einzogen. „Das kommt davon, wenn man sich auf Buschmänner verläßt. Jetzt können wir beide wieder von vorn anfangen!"

Die Brücke

Skizze von Martha Grieme.

Schwer und dicht lag der Nebel über dem Wasser. Die Sternen beulten schaurig durch die Nacht, und fern rasselte ein Anker dumpf in die Tiefe.

Heinz Sitzow ging mit eingezogenen Schultern feierend am Ufer entlang. Müde setzte er einen Fuß vor den anderen, als würde er vorwärts geschoben. Die Augen starrten in den Nebel und suchten die Brücke; sie mußte ganz nahe sein, doch man sah sie nicht. Und leise tastete er in sich hinein, wie vorsichtig er ging, um in der Dunkelheit nicht zu fallen. Es war ja doch gleich alles vorbei. Bis zur Brücke noch, — dann würde er sich mit geschlossenen Augen gleiten lassen — — in graue Nebel — in dunkle Wasser — ins Nichts.

So jung war er noch, so jugend jung — und würde doch niemals siegen. Er hatte das Ziel nicht erreicht. Und er würde auch im nächsten Jahr das Examen nicht bestehen, weil er den gestellten Anforderungen einfach nicht gewachsen war. Das wußte er. Das Schlimmste aber war, daß niemand ihm half, niemand ihn zu anderen Aufgaben, anderen Zielen führte. Es blieb nur der eine Weg, den der Vater ihm selbst gezeigt. Er hörte sie noch, die harten Worte: „Wenn Du durchfällst, wenn Du mir die Schande antust, Junge, schlage ich Dich tot. Du brauchst gar nicht erst heimzukommen." Kein Trampfte die Hände zusammen. Gut denn, er würde nicht heimkommen, jetzt nicht und nie mehr.

Die Wellen klatschten unheimlich gegen das Land, die Nebelhörner heulten immerfort. Es war eine schaurige Melodie, die nicht das Lied des Lebens sang.

Wer sprach da nicht jemand? Waren denn Menschen hier draußen außer ihm? Vor der Brücke lag ein Kahn, von dort mußte es kommen. Vielleicht war der Schiffer mit seiner Frau noch auf Deck. Jetzt hörte man deutlich eine Männerstimme. Rauh und brüchig klang sie und doch gütig zugleich. „Eines mußt Du mir versprechen, Grita, Du darfst nie wieder jenes Wort auf die Goldwaage legen. Himmel, man sag manchmal etwas im Zorn und meint es doch gar nicht so."

Heinz hielt den Atem an und schloß die Augen; langsam ließ er den Kopf in den Nacken sinken. Wie etwas Unfaßbares klangen die Worte auf ihn zu und umflommelten ihn, daß ihm alles Blut jäh zum Herzen strömte. So hatte er lange und wartete — auf irgend etwas, auf ein weiteres Wort. Doch alles blieb still. Die beiden Menschen waren wohl langst in ihre Koje hinunter gegangen.

Da strich sich Heinz Sitzow wie erwachend über die Stirn und ging mechanisch der Brücke zu. Willenlos legte er sich an die Stützen, von denen er ins Uferlose gleiten wollte.

„Man sagt manchmal etwas im Zorn und meint es gar nicht so." — Gott das nicht ihm, gerade ihm? Langsam sprach er es vor sich hin, immer wieder, bis er es endlich ganz begriff und er den Worten tief auf den Grund sah. Da wußte Heinz, daß er einen falschen Weg gegangen war. Schmerzlich und doch erlöst blickte er in die Fluten unter der Brücke.

Die Nebelschwaden wurden schwächer. Der Morgen graute. Heinz Sitzow ging den Weg zurück, den er gekommen war, als ein Gesunder, mit starkem Wollen.

Der Vater öffnete ihm selbst die Tür. Eine durchwachte Nacht lag hinter ihm, eine Nacht, die nur immer wieder den einen schrecklichen Gedanken barg: Er tut sich ein Leid an, und ich bin schuld daran, ich allein. — Herb packte er seinen Jungen an den Schultern und schüttelte ihn: „Daß Du mir wenigstens keine Dummheiten gemacht hast!" Weiter sagte er nichts. Heinz Sitzow aber fühlte zum ersten Mal, daß Herbheit oft nur verkappte Liebe ist, und daß nun alles gut werden würde.

brauchbares Metall gaben. Das Metall ist später Bronze genannt worden. Der Name dürfte von der italienischen Stadt Brundisium (Brindisi) herstammen.

Die Bronze hat länger als anderthalb Jahrtausend die Metallbearbeitung vollständig beherrscht. Die Bronzegeräte wurden gegossen. Gußformen sind wiederholt an der Heideschanze bei Coschütz gefunden worden. Man goß Aexte, Arm-, Bein-, Hals- und Fingerringe, Sicheln, Lanzen- und Pfeilspitzen, Schwerter, Messer, Nadeln usw.

Die Wissenschaft unterscheidet nach der Form der gefundenen Gefäße eine ältere, mittlere und jüngere Bronzezeit. Die ältere Bronzezeit bezeichnet man nach einem Gräberfelde in der Nähe von Prag als Aunjetitzer Kultur. Ihre Träger sind über den Lückendorfer Paß und wohl auch übers Erzgebirge nach Sachsen vorgedrungen. Sie haben in unserer Heimat keinerlei Spuren hinterlassen. In der mittleren und jüngeren Bronzezeit beherrschten die Urnenfelderleute mit der sogenannten Lausitzer Kultur Sachsen. Ueber ihr Volkstum ist viel gestritten worden. Es ist einwandfrei festgestellt, daß sie weder Germanen noch Slaven waren, sondern Illyrer. Sie sind um 400 v. Chr. durch die aus dem Norden kommenden Germanen verdrängt worden.

Die Menschen der Bronzezeit fertigten ihre Tongefäße immer noch ohne Drehscheibe, doch zeigen die Gefäße im Gegensatz zu denen der Steinzeit feinere Formen und größere Mannigfaltigkeit. Eine besonders charakteristische Form der mittleren Bronzezeit ist die Buckelurne.

Die Toten wurden verbrannt, wohl aus der Erwägung heraus, ihr Wiederkommen unmöglich zu machen. Die Asche, den Leichenbrand, sammelte man in Urnen und setzte ihn auf sogenannten Urnenfeldern bei. Mit den Urnen vergrub man vielfach andere Tongefäße und auch Bronzegeräte. Ein ausgedehntes Urnenfeld wurde in Dresden-Stetzsch entdeckt. Auch in Oberwartha sind bronzezeitliche Urnen gefunden worden. Eine bronzezeitliche Siedlung hat auf den Fluren des Steingutes zu Burkhardswalde gestanden. Sie wurde 1925 entdeckt. Nach der Form und den charakteristischen Verzierungen ihrer Tongefäße dürfte sie um 1200 vor Christi anzusetzen sein.

Folgende Bronzegeräte sind bisher in unserem Bezirke gefunden worden:

1. Zöllmen: Ein Absatzbeil, 1912 von Herrn Freigutsbesitzer Kühne am Nordabhang des Wüstenberges gefunden. Heimatsammlung Wilsdruff.
2. Oberpolenz: Ein Beil, 1895 auf den Fluren des Rittergutes gefunden. Verschollen.
3. Tharandt: Schatzfund (fünf Sichelmesser, ein rundes Bronzeschild, fünf Ringe, zwei Armspangen, zwei aufgerollte Bronzebänder und ein Bruchstück). 1898 im Forstgarten gefunden, jetzt im vorgeschichtlichen Museum zu Dresden.

3. Die Eisenzeit (800 v. Chr. bis etwa 1000 n. Ch.).

a) Die ältere vorrömische Eisenzeit (Hallstattzeit 800 bis 400 v. Chr.

Wie die Bronze, so war auch das Eisen zuerst dem Morgenlande bekannt. In Aegypten wurde es bereits um 1500 v. Chr. verwendet. Für Europa war Hallstatt im Salzkammergute der Mittelpunkt ältester Eisenkultur. Nach Sachsen ist das Eisen durch die Billendorfer (Gräberfeld bei Frankfurt a. d. O.) Kultur aus dem Osten gebracht worden. Die Keramik dieser Zeit zeigt mannigfache, vor allem sehr gefällige Formen und Verzierungen. Oft sind die Gefäße mit Graphit geschwärzt und im Innern mit sternförmigen Zeichen versehen. Der größte Teil der auf dem Urnenfelde von Stetzsch gefundenen Gefäße gehört dem Billendorfer Typus an. Auch an der Heideschanze von Coschütz sind in die ältere Eisenzeit gehörige Funde gemacht worden.

(Schluß folgt.)

Unsere Heimat

Zeitschrift für Heimatforschung und Heimatpflege

*

Wochenbeilage zum „Wilsdruffer Tageblatt"

*

Nachdruck sämtlicher Artikel auch unter Quellenangabe verboten

Nummer 36 **September 1929** **18. Jahrgang**

Zur Vorgeschichte unserer Heimat.

Alfred Ranft - Blankenstein.

Die geschichtliche Zeit der Wilsdruffer Gegend beginnt — wenn wir von der Benno-Urkunde aus dem Jahre 1071 absehen — mit der in der Soraer Kirche gefundenen Urkunde von 1186. Aus der Zeit von vor 1186 sind schriftliche Aufzeichnungen über unsere engere Heimat nicht bekannt, dennoch hat sie auch damals schon ihre Geschichte gehabt. Bodenfunde, wie Urnen, Scherben, Steinbeile, Bronzegeräte, Geldstücke usw. beweisen das. Die Wissenschaft nennt die Zeit, aus der wohl Bodenfunde, aber keine Schriftstücke vorhanden sind, Vorgeschichte und teilt sie nach dem Material, aus dem der Mensch seine Werkzeuge fertigte, ein in Stein-, Bronze- und Eisenzeit.

1. Die Steinzeit.

a) Die ältere Steinzeit (bis etwa 13 000 v. Christi)

Die ersten Spuren des Menschen reichen bis in die Eiszeit, das Diluvium, zurück. Damals schoben sich von Norden her gewaltige Gletscher nach Deutschland herein. Ihre Südgrenze ging von Zwickau über Chemnitz, Rossen, Reinsberg, Dittmannsdorf, Mohorn, Herzogswalde, Tharandt, Pirna nach Löbau und Zittau. Die Gletscher brachten Feuersteine aus der Kreide Rügens, versteinerungsreiche Kalksteine von Gotland, grobkörnige skandinavische Granite und andre nordische Zeugen in unsere Gegend. Wärmere Perioden ließen das Eis zurückweichen. Klimaverschlechterungen ließen es wieder nach Süden vordringen. Beim Abschmelzen der Gletscher rauschten gewaltige Wassermassen über unsere Heimat dahin. In den Zwischeneiszeiten bedeckte eine Tundrenflora, so wie wir sie im Norden Rußlands und Sibiriens heute noch finden, den Boden. Lange Zeit hat man angenommen, Sachsen sei in der älteren Steinzeit überhaupt nicht besiedelt gewesen. 1910 entdeckte man jedoch in einer Kiesgrube bei Markkleeberg-Leipzig Feuersteinwerkzeuge des Altsteinzeitmenschen. Dieser Mensch gehörte der Neandertalrasse an, so genannt nach dem Neandertal bei Düsseldorf. Er unterscheidet sich wesentlich von dem heutigen Menschen. Sein Aussehen glich dem eines Tieres. Er besaß eine niedrige, zu-

SLUB Wir führen Wissen. Heimatmuseum der Stadt Wilsdruff WILSDRUFF